

Blühende Inseln der Spiritualität

Die evangelische Kirche kann die Finanzkrise bewältigen, wenn sie die richtigen Schwerpunkte setzt

VON THIES GUNDLACH

Die evangelische Kirche Deutschlands wird vieles loslassen müssen, Kirchengebäude, Gemeinde- und Pfarrhäuser, vor allem aber Selbstbilder und Identitäten, Ideale und Ansprüche, Zusagen und Erwartungen. Mit stark reduzierten Haushalten werden die Landeskirchen vieles nicht mehr leisten können. Und die von ihr finanzierte EKD wird dann viele übergeordnete Aufgaben nicht mehr wahrnehmen können. Die Kirchen werden so viele engagierte Mitglieder enttäuschen.

Loslassen müssen ist bekanntlich schmerzhaft. In dieser Situation ist es eine der wichtigsten geistlich-seelsorglichen Aufgaben, sich selbst und diejenigen, die entscheiden, immer wieder daran zu erinnern: Wer loslässt, kann auch reicher werden. Denn wer sein bisheriges Leben, seine bisherige Selbsteinschätzung verliert, wird gewinnen. Mit dem Loslassen vertrauter Formen und Gestalten ist ja nicht das Ende der Kirche gekommen. Loslassen ist vielmehr ein Umwandlungsprozess, den man zwar nicht glorifizieren sollte, der sich aber als verheißungsvoll erweisen kann.

Damit das Loslassen zu einem wirklichen Umwandlungs-, nicht zu einem bloßen Restaurationsprozess wird, müssen zwei Gefahren beachtet werden: Vielen Angeboten, Verlautbarungen und Stellungnahmen der Kirche merkt man eine gewisse Unsicherheit im Hinblick auf die Inhalte an. Es ist, als fehlte die Kraft und der Mut, missionarische, also gewinnende und einladende Kirche zu sein. Jedenfalls wird man nüchtern eingestehen müssen: Unserer evangelischen Volkskirche schrumpft nicht nur die finanzielle, sondern auch die geistliche Basis weg. Wir berühren die Leute zu wenig in ihren Seelen, unser Reden von Gott geht zu oft an den Lebens- und Gottesfragen der anderen vorbei. Das heißt aber auch: Die Finanzkrise der Kirche, die durch äußere Faktoren, wie die Alterspyramide der deutschen Gesellschaft, die schlechte Konjunktur und die Steuerreform bedingt ist, signalisiert auch eine Krise der Verkündigung und der Theologie. Deren Ursache hängt vielleicht damit zusammen, dass wir inhaltlich und konzeptionell - ähnlich wie die Parteien, die Gewerkschaften und andere Großinstitutionen - vor einem Modernisierungs- und Individualisierungsschub stehen, für den wir noch keine tragfähige Antwort gefunden haben. Entsprechend fehlt uns eine Vision für die Gemeinde, ein Bild für das, was Kirche - bei allen Kürzungen - ist und bleiben muss, was uns trotz allem so motiviert und begeistert, dass wir uns und andere davon überzeugen können. Eine Kirchenreform aus dem Geist der Depression wird jedenfalls nicht gelingen.

Nicht selten wird die Auffassung vertreten, die finanziellen Aderlässe würden

schlimmstenfalls zu einem Volumen führen, das dem der Sechziger- und Siebzigerjahre entspreche. Mit der anstehenden Kürzungsphase würde man also lediglich die Auswüchse eines überstürzten Wachstums in den Sechziger- und Siebzigerjahren zurücknehmen. Die damals geschaffenen übergemeindlichen Arbeitszweige der Kirche könnten wieder dahin zurückkehren, wo sie hingehörten, in die Gemeinden. Doch damit ist die Krise der Gemeindearbeit nicht wirklich erfasst. Es stimmt eben nicht, dass in den Ortsgemeinden alles richtig läuft und dass nur die teuren Überbauten - wie Evangelische Akademien, Industriefarrämter, Frauenwerke und Fachhochschulen - der Kirche das finanzielle Rückrat brechen. Vielmehr wird umgekehrt ein Schuh daraus: Die übergemeindlichen Dienste und Werke waren schon Ausdruck und Lösungsversuch einer Krise der klassischen Gemeindearbeit. Daher brauchen wir für den notwendigen Umwandlungsprozess der Kirche ein Drittes, Neues, eine Synthese aus Orts- und Funktionsgemeinden, eine Neudefinition dessen, was evangelische Gemeindearbeit in Zukunft ausmachen soll.

Es ist nötig, ekklesiologische Prioritäten herauszuarbeiten. Ausgangspunkt soll dabei die wohl unumstrittene Einsicht sein, dass die Kernaufgabe der Kirche darin besteht, das „Evangelium rein zu verkünden und die Sakramente recht zu verwalten“ (wie es im 7. Artikel des Augsburger Bekenntnisses heißt). Das zu verkündigende Wort Gottes steht also im Zentrum, und so sind die Gottesdienste das Letzte, das wir loslassen dürfen, wenn es hart auf hart geht.

Es ist nur eine Anwendung dieses Grundsatzes, dass die innerlichen und äußerlichen Räume, die um dieses Wort Gottes herum erbaut wurden, Priorität besitzen. Positiv formuliert heißt das für die äußerlichen Räume: In Krisenzeiten müssen und sollen wir uns in und um unsere Kirchengebäude herum sammeln. Das ist kein Rückzug, sondern der Beginn eines Konzentrationsprozesses. Denn die Kirchbauten, auf die wir uns dann konzentrieren, sehen völlig anders aus als unsere heutigen Pfarrkirchen. Sie sind Gottesdienstraum und Gemeindebüro, Konfirmandenunterrichtsraum, Seelsorgestation und Stadtteiltreffpunkt. Je kleiner die Gemeinden werden, desto mehr konzentriert sich alles auf diese spezifischen Räume. Die Kirchen sind nicht mehr nur die gute Stube der Gemeinden, sondern Wohn-, Ess- und Arbeitszimmer, Keller und Terrasse.

Natürlich müssen bei einer Konzentration auf die Kirchenräume die Gegebenheiten vor Ort berücksichtigt werden. Aber bedacht bleiben sollte dies: Wir haben wunderschöne geistliche Orte geerbt, anvertraut bekommen, in Dörfern und Kleinstädten, in den Zentren der Großstädte wie in den Vorstädten. Diese Kirchen sind Perlen der Frömmigkeit, gleichsam durchbetete Räume, die wir als Ausdruck des kirchlichen Profils erhalten sollten.

Aber die um das Wort Gottes herumgebauten Räume sind nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zu verstehen. Gottesdienste als Kernveranstaltungen der Kirche haben oberste Priorität - und dies auch gegen den Trend. Natürlich sind Gottesdienste oft schlecht besucht. Diakonische Aktivitäten finden mehr Zustimmung.

Aber dies ändert nichts an der Kernaufgabe, die die Kirche auch in Zukunft erfüllen muss. Dabei geht es nicht nur um den klassischen Sonntagsvormittagsgottesdienst, sondern die ganze Vielfalt gottesdienstlicher Handlungen zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Themen, um die vielen Amtshandlungen an den Schwellen des Lebens und die zunehmende Zahl von Gottesdiensten anlässlich des weltlichen Fest- und Gedenkkalenders. Dazu gehören Gottesdienste zur Krisen- und Trauerbewältigung wie nach dem Amoklauf in Erfurt oder Gedenkfeiern wie 50 Jahre nach dem schweren Luftangriff auf Hamburg. Menschen vor und zu Gott zu rufen, mit ihnen gemeinsam nach einer Sprache zu suchen für den Gott der Bibel, ist das zentrale Wächteramt der Kirche. Denn gemäß Jesaja bezieht sich dieses Wächteramt nicht zuerst auf die anderen oder auf die Gesellschaft, sondern auf Gott. Es meint die Erinnerung an ihn und die Bitte, er möge seine Verheißungen nicht vergessen. Gott als Geheimnis der Welt aufzuspüren und unser Leben vor ihm und mit ihm zu verstehen, ist das Beste, das Kirche für den Einzelnen und die Welt tun kann. In der Gesellschaft soziale Einrichtungen zu betreiben - nach dem Prinzip der Subsidiarität - können im Zweifelsfall auch andere. Doch vor Gott treten und beten, kann nur die Kirche. Diesen stellvertretenden Dienst für die säkular gewordenen Menschen - auch als kleine Gruppe für die Vielen zu glauben und zu beten solange, bis diese wieder selbst nach Gott fragen - halte ich persönlich für eines der würdigsten Selbst- und Gemeindebilder, die Kirche in unseren Zeiten entwickeln kann.

Eine weitere Priorität ergibt sich aus diesen Überlegungen. Wenn wir vieles loslassen und uns auf die Räume um das Wort Gottes herum konzentrieren müssen, wird sich das Selbstbild einer flächendeckenden Versorgungskirche verändern. Doch wie?

Meines Erachtens ermutigt eine Kirche zur Hoffnung, die sich in der Fläche mit – vielleicht unregelmäßig verteilten - Inseln funktionierender Kirchlichkeit präsentiert. Denn das sollte die Regel sein: Lieber einige wenige glaubwürdige Kirchengemeinden mit geistlicher Ausstrahlung und überzeugenden Angeboten als viele unzureichend ausgestattete und inhaltlich erschöpfte Gemeinden.

Inseln überzeugender Kirchlichkeit können dabei mindestens zwei Grundformen annehmen, die zusammengehören, obwohl sie komplett verschieden aussehen. Zum einen wird es die kleine Form geben, den kirchlichen Tante-Emma-Laden um die Ecke, in dem sich die Menschen sammeln, die dieses Zentrum und seinen Auftrag wichtig finden. Diese kleine Insel funktionierender Kirchlichkeit konzentriert sich auf den Erhalt von Kirchengebäuden als eine Art kulturelles Gedächtnis des Glaubens, weil diese Räume, gefüllt mit den Gebeten und Gesängen der Generationen vor uns, weitergegeben werden wollen, an die nächste Generation. Wie zu anderen Krisenzeiten sammeln sich die Glaubenden hier gleichsam in Wehr-Kirchen, wobei sie sich jetzt nicht gegen Barbaren, sondern gegen Banalisierung und Bedeutungslosigkeit zur Wehr setzen. Sie versuchen dort die Schätze des Gotteswissen aus Kirche und Bibel, Liturgie und Gebet zu hüten. Wenn man durch Deutschland fährt und die vielen Dorfkirchen aufsucht, drängt sich die Verpflichtung

auf, diese Orte des Gebetes zu erhalten. Aber auch hier ist Loslassen notwendig. Denn für die vielen kleinen Kirchenbauten wird es wenig Unterstützung aus der Gesamtkirche geben können, weder finanziell noch personell.

Vieles wird einfacher und ehrenamtlich getan werden müssen. Vielleicht wird es bald auch nur noch so etwas wie Visitationspastorinnen und -pastoren für eine ganze Regionen geben, die - wie in alten Zeiten - die kleinen Kirchen nur gelegentlich aufsuchen um Amtshandlungen vorzunehmen, aber auch um die Anerkennung der ganzen Kirche auszudrücken, die Ortsgemeinde zu stärken und zu beraten. Solche kleinen Kirchen können geistliche Ausstrahlung entwickeln. Sie können gerade in ihrer Schlichtheit Inseln überzeugender Kirchlichkeit werden, weil sie sich auf das Eigentliche konzentrieren und sich nicht überfordern lassen von der Erwartung, Sozialstationen und Altenheime zu betreiben.

Kathedralen für die Regionen

Daneben aber wird es eine Konzentration auf einige große Inseln funktionierender Kirchlichkeit geben. Vom Mittelalter bis weit hinein in das 19. Jahrhundert gab es die Konzentration auf einige wenige Kirchen in der Mitte der Städte. In ihnen taten viele Pastoren Dienst, es gab ein reiches gottesdienstliches Leben, und auch thematische Angebote wurden entwickelt. Auch heute ist es für die missionarische Kraft und geistliche Ausstrahlung der Kirche entscheidend, ob man in einer Stadt vier, fünf oder gar mehr Kirchen hat, die alle nur schwach ausgestattet sind (mit Teilzeitbeschäftigten), oder ob es ein, zwei Zentralkirchen gibt, die so ausgestattet sind, dass sie ein attraktives - auch musikalisch-geistlich intensives - Angebot bieten können. Diese Zentralkirchen übernehmen faktisch die Rolle von Kathedralen für ihre Region. Und das heißt, keine dieser Kirchen kann eine reine Gemeinde- und Versorgungskirche sein. Flächendeckende, wenn auch unregelmäßig verstreute Zentralkirchen versetzen die Kirche in die Lage, die Kosten vieler Gebäude und Doppelstrukturen einzusparen.

Eine missionarische Kraft können jene Zentralkirchen gewinnen, indem sie die geistliche Versorgung, die Orts- und Stadtteilgemeinden bieten, mit dem Profil verbinden, das übergemeindliche Dienste und Werke entwickelt haben. Die dort in den letzten Jahrzehnten erworbenen Kompetenzen können einfließen in die Gemeindegemeinschaft vor Ort. So können sich sowohl die übergemeindlichen Dienste als auch die Orts- und Stadtteilgemeinden weiterentwickeln, ohne dass sie die bisherigen Verteilungskämpfe weiter austragen müssen. Durch ein solches Ineinanderfließen der Kräfte und Kompetenzen erhalten die einen - im günstigsten Fall - eine größere Basisnähe und die anderen mehr Profil. Die Zukunft der Kirche liegt in einer integrierten Lösung, in der die Profile der übergemeindlichen Dienste und Werke mit der Realität basisnaher Gemeindegemeinschaft verschmolzen werden und so - mit angemessener Ausstattung - eine theologisch profilierte Arbeit entwickeln können.

Natürlich ist damit das positive Ziel des anstehenden Umsteuerungsprozesses nur

angedeutet. Dieser wird sich aus vielen kleinen, aber schweren Entscheidungen aufbauen müssen, die die besonderen Bedingungen vor Ort berücksichtigen. Zu fragen ist dabei, was mit den vielen unscheinbaren Kirchengebäuden geschehen soll, die nicht zu den erhaltungswürdigen Dorfkirchen, zählen und keine Inseln funktionierender Kirchlichkeit sind? Viele der Kirchen, die während des Wirtschaftswunders gebaut wurden, werden nicht zu halten sein. Das gilt für alle Kirchen, die bei den Kommunen und ihren Bewohnern kein Engagement hervorrufen. Je eher man diese Bauten aufgibt, desto größer sind die Chancen der verbleibenden. Ein verantwortliches Loslassen aber und eine Konzentration auf die beschriebenen Inseln funktionierender Kirchlichkeit kann zu einer evangelischen Kirche führen, in der man gerne arbeitet, weil sie Gestaltungsräume bietet und weil die vorhandenen Kräfte nicht durch die Aufgabe verschlissen werden, sich über die Reduktion von Finanzen und Arbeitszweigen andauernd Gedanken machen zu müssen.

Thies Gundlach ist Oberkirchenrat im Kirchenamt der EKD in Hannover

(Quelle: Zeitzeichen, Nr.3, 2004, S.26-29)

mit freundlicher Genehmigung von:

zeitzeichen. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Postfach 12 09 40, 10599 Berlin

Tel.: 0 30/31 00 15-80

Email: redaktion@zeitzeichen.net

Jebensstraße 3, 10623 Berlin

Fax.: 0 30/31 00 15-96

Internet: www.zeitzeichen.net